

Die Wende im Leben Charles de Foucauld's

Von Franz Hillig SJ, München

Auf den Straßen Europas wie in den Häfen von Übersee kann man heute Männern und Frauen begegnen, die sich die „Kleinen Brüder“ und „Kleinen Schwestern“ nennen und, obwohl ihrer vorerst noch wenige sind, im Erscheinungsbild der Kirche ein Neues darstellen, mag es auch nicht leicht sein, dieses Neue mit wenigen Worten zu beschreiben. Auch in Deutschland beginnen sie Fuß zu fassen. Gleichzeitig mehren sich die Veröffentlichungen über den Mann, auf den sich die „Kleinen Brüder und Schwestern“ als auf ihren Vater berufen, über Charles de Foucauld. Es handelt sich nicht nur um eine wachsende Zahl von Zeitungs- und Zeitschriften-Aufsätzen, sondern um ausführliche Biographien, die freilich bisher sämtlich aus fremden Sprachen übersetzt wurden: die von Bazin, Lesourd, Carrouges aus dem Französischen und die von Fremantle und Bodley aus dem Englischen (oder Amerikanischen). Eine originale Darstellung seines Lebens durch einen deutschen Autor, die durchaus zu wünschen wäre, steht noch aus¹.

Abenteuerliche Existenz

Wenn Charles de Foucauld stets von neuem Biographen anlockt, und seine Biographien Leser finden, dann liegt das zunächst einfach an dem Spannungspotential seines Lebens: es ist eine abenteuerliche Existenz. Selten stehen in einem Dasein die Gegensätze so schroff und unvermittelt nebeneinander, und gibt auch der geographisch-politische Rahmen so viel an fesselndem Stoff her. Das birgt freilich auch ein Gefahrenmoment in sich: die Versuchung zu einer krassen Schwarz-Weiß-Technik. Die ungenügende, primitiv vergröbernde Darstellungsweise des Amerikaners R. V. C. Bodley, der leider auch nur über schwache Antennen für das Christliche verfügt, ist ein Beispiel dafür, wohin diese Technik führen kann.

Jeder, der Foucaulds Leben auch nur flüchtig kennt, weiß, daß es in zwei scharf getrennte Abschnitte zerfällt. Foucauld gehört zu den Menschen, in deren Leben es eine deutliche Zäsur gibt, eine Wende. Sie liegt einigermaßen in seiner Lebensmitte. Vicomte Charles de Foucauld wurde am 15. September 1858 in Straßburg geboren und starb am 1. Dezember 1916. Auch die Wende ist datierbar: sie geschah im Oktober 1886. Er war 28 Jahre alt. Bis zu jener „Wende“ wandelt der Vicomte auf den „Wegen der Welt“. Das ist Foucauld I: der Snob und Dandy, der Begabte aber Faule, der nur tut, was ihm Spaß macht, der Unsportliche und Feinschmecker, der frühzeitig Korpulente. (Für die Biographen geht Foucaulds Korpulenz ohne weiteres auf dessen Schlemmerleben zurück; aber könnte hier nicht auch eine Drüsenanomalie oder Ähnliches im Spiele sein?) Dann seine Schürzenjägerei. Auch die

¹ René Bazin: *Der Wüstenheilige. Leben des Marokko-Forschers und Sahara-Ermiten Karl von Foucauld*. Luzern 1930, Räber; Paul Lesourd: *Pater de Foucauld — Soldat, Forscher, Mystiker*. Freudenstadt 1948, Schwarzwald-Verlag; Michel Carrouges: *Charles de Foucauld. Der Beter in der Wüste*. Freiburg Br. 1958, Herder; vgl. „Stimmen der Zeit“ 182 (1958) 75; Anne Fremantle: *Der Ruf der Wüste. Das Leben Charles de Foucaulds*. Köln 1953, Benzinger; vgl. StdZ 158 (1953) 154; R. V. C. Bodley: *Der Mönch in der Sahara. Das Leben des Charles de Foucauld*. Stuttgart 1955, Paul-Neff-Verlag.

wohlwollendste Lebensbeschreibung kann nicht an der Tatsache vorbei, daß Foucauld mit seinen Frauengeschichten in der Armee Anstoß erregte und schließlich als junger Leutnant wegen einer Frau zweifelhaften Rufes seinen Abschied nehmen mußte. Da er außerdem in weniger als vier Jahren 110 000 Goldfranken ausgegeben hatte, ward ihm von seiner Familie die freie Verfügung über sein großes Vermögen entzogen und der junge Graf unter Kuratel gestellt. Mit andern Worten: er war mit 22 Jahren ziemlich genau das, was man eine gescheiterte Existenz nennt.

Es ist keine Übertreibung, wenn Foucauld später auf diese Zeit als auf eine Zeit der Sünde zurück schauen und vor allem als das eigentlich Schlimme darin beweinen wird, daß er mit etwa 16 Jahren seinen Glauben verlor. Von da an bis zu jener Wende hat Foucauld als Atheist gelebt. Wie es dazu kam, wird von den Biographen nur angedeutet. Die Eltern waren gläubig; aber beide wurden ihm durch den Tod entrissen, als er fünf Jahre alt war. Auch der Großvater mütterlicherseits, zu dem Charles dann kam, hielt ihn zum Guten an; aber er war zu schwach und verwöhnte den Knaben, den er nicht weinen sehen konnte. Am Gymnasium zu Nancy verlor Foucauld die Freude an regelmäßiger Arbeit, und bald ging es auf der ganzen Linie abwärts. Mit dem Glauben brach für den jungen Menschen in der Reifezeit auch sonst vieles zusammen. Foucauld hat rückblickend die Lektüre samt dem Umstand verantwortlich gemacht, daß man die jungen Menschen ohne das nötige geistige Rüstzeug in den Lebenskampf hinausziehen ließ. Eines ist sicher: die Zeit war dem Glauben nicht hold. Es sind die Jahre, da die moderne Naturwissenschaft ihre Triumphe feierte, und Positivismus und Determinismus bei den Gebildeten das Feld beherrschten. Claudel, der damals ebenfalls an seinem Christentum Schiffbruch erlitt und im gleichen Jahr wie Foucauld zum Glauben seiner Kindheit zurückfinden sollte, hat die traurige geistige Verfassung im Frankreich des fin de siècle mit harten Worten gebrandmarkt.

Indes muß man, um diesen ersten Foucauld einigermaßen zu verstehen, ein Doppeltes bedenken: Einmal äußert sich in der Wildheit und Zügellosigkeit des jungen Mannes, in seiner fast grundsätzlichen Widerspenstigkeit jedem Reglement gegenüber einfach das Gären eines überdurchschnittlichen Temperaments. Er erinnert an ein edles, wildes Pferd; und es wird berichtet, daß er mit seinen Streichen einen entwaffnenden Charme verband. Tolle Streiche werden von ihm erzählt bis zum Ausbruch aus der Kavallerieschule, wo er wieder einmal Arrest hatte, in Verkleidung und falschem Bart und dem Sprung von der Brücke auf einen fahrenden Zug. An der gleichen Schule verbüßte er in einem einzigen Jahr nicht weniger als 21 Tage gewöhnlichen und 45 Tage verschärften Arrest. Der Fall Foucauld ist mit vielen ähnlichen Fällen ein Trost für Eltern und Erzieher. Er beweist einmal mehr, daß Bravheit nicht immer das günstigste Vorzeichen künftiger Größe bedeutet.

Dazu kommt ein soziologisches Moment: das übermütige Selbstbewußtsein des reichen Aristokraten und Trägers eines berühmten Namens. Es wirkte sich politisch als Verachtung der Dritten Republik und sozial als lächelndes Hinwegsetzen über kleinbürgerliche Enge aus. Sie waren jung und hatten Geld und einen Namen; sie trugen stolz die Uniform von Kavallerieoffizieren (das war eine besonders aristokratische Kaste); das Leben schien ein einziger Vorwand, den Vorgesetzten ein Schnippchen zu schlagen und Feste zu feiern. Es spricht immerhin für den jungen

Vicomte, daß ihn dieses ganze Treiben, bei dem er meist als Veranstalter glänzte, innerlich leer ließ. Lag nicht doch schon etwas von der Wehmut des reichen, Feste feiernden Francesco über ihm?

Mit den Kämpfen in Nordafrika, für die Foucauld sich 1881 freiwillig zur Truppe zurückmeldete, kommt eine neue Note in seine abenteuerliche Existenz: die Frauen spielen keine Rolle mehr; es meldet sich das Abenteuer des Kampfes und des Geistes. Afrika schlägt ihn in seinen Bann. Kaum ist der militärische Einsatz vorbei, beschäftigt den jungen Offizier die Erforschung des noch kaum erschlossenen Marokko, obwohl das ein Unternehmen voll tödlicher Gefahren bedeutete. Nach gründlicher wissenschaftlicher Vorbereitung unternahm Foucauld als Jude verkleidet mit einem echten jüdischen Rabbi als Begleiter eine Forschungsreise, deren Bericht sich wie ein Kapitel aus Karl May liest. Ihr schloß sich wenig später eine Studienreise durch Südalgerien und Tunis an. Allmählich trat zutage, daß die Foucaulds nicht von ungefähr den Wappenspruch „Jamais arrière — Nie zurück!“ führen. Furcht kannte Foucauld nicht; und was er sich einmal vorgenommen hatte, das wurde durchgeführt. Insofern hat der Titel von Bodleys Foucauld-Buch „The Warrior saint“ seine Berechtigung. Das Werk, in dem Foucauld seine Forschungsergebnisse veröffentlichte — „Reconnaissance au Maroc“ — machte Aufsehen und trug seinem Verfasser Ruhm und Anerkennung ein. Aber dieser Ruhm erreichte ihn schon kaum mehr.

Der Antrieb ins Vollkommene

Die Pariser Jahre nach der Expedition waren Jahre der Arbeit. Zugleich vollzog sich damals mit dem Grafen eine geheimnisvolle Umwandlung. Schließlich blieben die Einladungen seiner Pariser Bekannten ohne Antwort. Im Januar 1890 wurde es dann zur Gewißheit: der Marokkoforscher Vicomte Charles de Foucauld hatte die Welt verlassen. Er war in Notre-Dame des Neiges bei den Trappisten eingetreten. Das ist nun Foucauld II. Foucauld, der nie etwas Halbes und Durchschnittliches tat, hatte sich gleich bei seinem Eintritt ausbedungen, daß er nach einigen Monaten der Eingewöhnung ins Klosterleben in das dürftige, kleine in Syrien gelegene Tochterkloster von Notre-Dame des Neiges, Cheiklé geschickt würde. Dort konnte er (ähnlich wie Claudel in Ostasien, dem Getriebe des Pariser Lebens gründlich entrückt) nur dem einen Notwendigen leben. Doch ein unstillbarer Hunger nach radikaler Armut und Niedrigkeit ließ ihn bei den Trappisten nicht heimisch werden. Nach sechs Jahren trennte er sich mit Erlaubnis der Obern wieder von ihnen und ging als Klosterknedel zu den Klarissen von Nazareth. Als solcher hätte der geistige Abenteurer sein Leben wohl beschlossen, wenn ihn eine erleuchtete Äbtissin nicht zur Annahme des Priestertums bewogen hätte, gegen das seine Demut sich bis dahin immer gesträubt hatte.

Karl von Jesus, wie sich Foucauld seit den Tagen von Nazareth nannte, kehrte nach seiner Priesterweihe, die er in Frankreich empfing, nicht mehr ins Heilige Land zurück. Afrika rief ihn. Im Jahre 1901 errichtete er in Beni-Abbès in Südalgerien eine armselige Einsiedelei, wo er inmitten der armen mohammedanischen Bevölkerung ein Leben unerhörter Entbehrung und Buße, ein Leben der Anbetung vor dem Tabernakel und aufopfernder Nächstenliebe führte, von allen als der „weiße Ma-

rabut“ so nennen sie ihre Heiligen) geliebt und geehrt. Vier Jahre später fühlte er sich gedrängt, tief in die Sahara vorzudringen, und ließ sich in Tamanrasset im Hoggar Gebirge mitten im Bereich der wilden Tuareg-Krieger nieder. Auch hier war sein Leben wie in Beni-Abbes von dem Dreiklang: Buße, Meditation, Bruderliebe bestimmt. Dazu kam ein unermüdliches Sprachstudium, das sich in mehrbändigen wissenschaftlichen Werken niederschlug und helfen sollte, den kommenden Glau-bensboten den Weg zu bereiten.

Wenn wir von seiner „Einsiedelei“ sprachen, so ist das mißverständlich, weil es romantisch klingt und an das Mönchtum erinnert. Foucauld aber entfernte sich im Lauf seiner Entwicklung immer mehr von monastischen Vorstellungen. Ihm schwebte bei seinen Niederlassungen die arabische Zaouia vor, ein Haus religiöser Bruderschaft. So bildete er den Begriff der „Fraternität“. In ihr sollte die allen Menschen zugängliche brüderliche Demut, Armut und Liebe Christi erstrahlen. Nazareth war für ihn das entscheidende religiöse Erlebnis: Jesus, der wie einer aus dem Volk der kleinen Leute war, der keine Predigt hielt, sondern nur allen diente und im stillen den Vater anbetete. Der kleine Bruder aller nannte er sich: le frère universel. Das wollte er sein und das sollten die sein, die Gott ihm schenken würde.

Die Zellen, die er schon für seine künftigen Brüder errichtet hatte, blieben leer. Er hat ihr Kommen nicht mehr erlebt. Aber ein anderes Gebet, das er seit langen Jahren zu verrichten pflegte, wurde erhört: die Bitte, daß er sein Blut hergeben dürfe für seine „Brüder Muselmanen“. Als im Zusammenhang mit dem ersten Weltkrieg die religiös-politischen Leidenschaften Nordafrika ähnlich wie heute aufwühlten, wurde Foucauld am 1. Dezember 1916 bei einem nächtlichen Überfall mit einem Kopfschuß niedergestreckt. Da liegt er nun, wie Claudel in einer Bittschrift um seine Heiligssprechung an Pius XII. geschrieben hat, sparsis manibus — mit ausgebreiteten Armen an der Schwelle der mohammedanischen Welt als eine große, heilige Herausforderung.

„Wenn das Weizenkorn nicht in die Erde fällt und stirbt, bleibt es allein; wenn es aber stirbt, bringt es reiche Frucht“ (Jo 12, 24). Fast 20 Jahre lang lag sein Leichnam in afrikanischer Erde, da blühten aus seinem Leben die Gemeinschaften der „Kleinen Brüder“ und „Kleinen Schwestern von Jesus“ auf. Foucauld ist Vater einer neuen geistlichen Familie in der Kirche geworden. Und weit über diese hinaus geht von ihm ein geistiger Strom aus, dessen gnadenhafte Wirkung schon heute ohne die geringste Übertreibung unabsehbar ist².

Die Wege der Gnade

Damit stehen die beiden Lebensabschnitte in knapper Umrisszeichnung vor unserem Auge. Wo liegt der Schnittpunkt zwischen Foucauld I und II? Wie kam es zu der Wende in seinem Leben? Die Biographie in Schwarzweiß-Technik hat eine prompte Antwort bereit: den Hinweis auf jenen Oktobermorgen des Jahres 1886, den gleichfalls jeder kennt, der jemals den Bericht dieses Lebens gelesen hat. Es ist

² Über den Geist Foucaulds und der Kleinen Brüder und Schwestern vgl. René Voillaume: *Mitten in der Welt*. Freiburg Br. 1955, Herder; Ders.: *Les Fraternités du Père de Foucauld. Mission et Esprit*. Paris 1946, Les Editions du Cerf.; ferner: *Geist und Leben* 25. J. (1952) 458—461 u. 28. J. (1955) 406—413.

die erregende, ja atemraubende Minute, da der ungläubige Vicomte de Foucauld in St. Augustin in Paris an den Beichtstuhl des Abbé Huvelin herantritt, sich als ungläubig bekennt und um religiöse Unterweisung bittet. Der Priester, ein geistig bedeutender Mann, über den auch bereits eine Biographie vorliegt, schaute Foucauld an: „Knien Sie nieder, beichten Sie Gott Ihre Sünden und Sie werden glauben!“ — „Aber dafür bin ich nicht gekommen.“ — Der Priester wiederholt: „Beichten Sie!“ — Foucauld hat sich unterworfen. Damit öffneten sich die Schleusen. Es war wie ein jahrelang aufgestauter Strom. Es war ein neues Leben; aber ein Leben, das wuchs und wuchs und bis zu seinem Tode nicht nachließ, das ihn nach Palästina und Afrika trug und bis an die Schwelle der Ewigkeit führte. Man muß an Paulus denken (und an den andern Paulus, Paul Claudel, der wenige Wochen später im gleichen Paris, in Notre-Dame ein analoges Erlebnis haben wird); ein stürmisches Triumph der Gnade, der aller Psychologie spottet: eben die Schöpfung und der Sieg eines neuen Menschen. In einem Brief an Graf de Castries hat Foucauld den radikalen Charakter dieser Wende betont: „Sobald ich glaubte, daß es einen Gott gebe, verstand ich, daß ich nicht anders handeln könne, als nur noch für ihn zu leben. Mein Ordensberuf entstand in der gleichen Stunde wie mein Glaube. Gott ist so groß! Es ist ein solcher Unterschied zwischen Gott und allem, was nicht Er ist!“

Wir denken nicht daran, das Gnadenhafte dieser Bekehrung zu bezweifeln oder abzuschwächen. Dennoch läßt sich gerade im Fall Foucaulds zeigen, daß dieser siegreiche Durchbruch der Gnade von langer Hand vorbereitet war. Es ist wunderbar tröstlich zu sehen, wie der Bekehrte während seiner Exerzitien in Nazareth wahrscheinlich vor dem Tabernakel, wo er so gern schriftlich betrachtete, sein vergangenes Leben überschaut und wie ihm alles, was war, zu einem einzigen Dankgebet wird. Es ist eine Desavouierung der Schwarzweiß-Technik; es ist eine gründliche, von innen her arbeitende Korrektur des Bildes, das wir soeben von Foucauld I gezeichnet haben, ohne daß die äußereren, biographischen Angaben dadurch in Frage gestellt würden.

Foucauld über sich selbst

Damals in Nazareth hat Karl von Jesus folgende Danksagung geschrieben: „O mein Gott, wir müssen alle Deine Barmherzigkeit preisen; aber wenn alle das müssen, wie viel mehr ich! Du hast mich von meiner Kindheit an mit so viel Gnaden umgeben, als Sohn einer heiligen Mutter habe ich bei ihr Dich kennen und lieben und zu Dir beten gelernt, sobald ich nur ein Wort verstehen konnte!“

Und als ich trotz so vieler Gnaden anfing, mich von Dir zu entfernen, mit welcher Güte hast Du mich da durch die Stimme meines Großvaters zurückgerufen, mit welcher Barmherzigkeit hast Du verhindert, daß ich ganz schlecht würde, dadurch daß ich ihm in meinem Herzen innig zugetan blieb! Und trotz diesem allen habe ich mich, leider! mehr und mehr von Dir entfernt, du Herr meines Lebens. So begann mein Leben ein Tod zu werden, oder vielmehr: es war in Deinen Augen schon ein Tod. Und in diesem Zustand des Todes hast Du mich am Dasein erhalten; Du hast in meiner Seele die Erinnerung an die Vergangenheit wach gehalten, die Achtung vor dem Guten, die wie das Feuer unter der Asche glimmende Anhänglichkeit an einige gute, fromme Menschen, die Ehrfurcht vor der katholischen Religion und den

Ordensleuten; jeglicher Glaube war geschwunden; aber Ehrfurcht und Achtung waren intakt geblieben“³.

Man sieht, wie vorsichtig man sein muß. Karl von Jesus neigt wahrhaftig nicht dazu, vor den Augen Gottes etwas zu beschönigen. Wenn er von einem überzeugt ist, dann ist es von seiner Sündhaftigkeit und Unwürdigkeit. Auch als Priester noch bittet er seine Korrespondenten unaufhörlich, für seine Bekehrung zu beten. Aber Gott ist gut, und während wir sündigen, hält er seine Hand über uns und bahnt sich schon das Heil an. Das ist das Thema der biblischen Offenbarung: wie Gott die Menschen durch alles Sündenelend in erbarmender Liebe zum Heil führt. Wir sagen: ein Mensch ist vom Glauben abgefallen, und denken unwillkürlich an eine totale Wüste; hier sehen wir auf einmal, wieviel Wurzeln noch im Boden stecken können, und wie die Gnade langsam aber sicher neues Leben zu wecken weiß.

Der Bericht geht weiter und führt aus der Krise der Reifezeit zu den Jahren auf der Offiziersschule und zum Garnisonleben des jungen Offiziers: „Du hast mir die Freude am Studium, an ernster Lektüre und schönen Dingen bewahrt, den Ekel vor dem Laster und der Häßlichkeit...“ (Louis Bertrand hat in seinem „Augustinus“ geschrieben, allein schon der Sinn für die Schönheit hätte den hl. Augustinus vor dem Schlimmsten bewahrt; sein der Klarheit und Ordnung zugetaner Geist hätte auf die Dauer die Anarchie der Leidenschaften verabscheuen müssen). „Ich tat das Böse; aber ich hieß es nicht gut und liebte es nicht... Du ließest mich eine schmerzhafte Leere empfinden, eine Traurigkeit, die ich nur damals empfand; jeden Abend überkam sie mich, so oft ich in meiner Wohnung allein war. Sie machte mich still und bedrückt während der sogenannten Feste: ich war der Veranstalter; aber wenn es so weit war, verbrachte ich sie stumm und angeekelt und in einer unendlichen Langeweile. Du warst es, Du gabst mir diese vage Unruhe eines schlechten Gewissens, das zwar eingeschlummert aber nicht völlig tot ist. Nie sonst habe ich diese Traurigkeit und diese Leere verspürt wie damals. Mein Gott, es war also Deine Gabe. Wie wenig ahnte ich das! Was bist Du gut! Und gleichzeitig hast Du durch diese Erfindung Deiner Liebe zu verhindern gewußt, daß meine Seele unrettbar verloren ging. Du hast meinen Leib behütet: denn wenn ich damals gestorben wäre, wäre ich in die Hölle gekommen...“

Im folgenden wird darauf angespielt, daß sich nach der Rückkehr Foucaulds aus Marokko Beziehungen zu einer Frau anbahnten, die beinahe zur Ehe geführt hätten. „Du hast sogar alle ehrbaren Bande gelöst, die verhindert hätten, daß ich in den Schoß meiner Familie zurückkehrte, in der Du mich das Heil finden lassen wolltest, und die mich gehindert hätten, eines Tages ganz Dir anzugehören. Zu gleicher Zeit schenktest Du mir ein Leben ernster wissenschaftlicher Arbeit, ein Leben in unbeachteter Zurückgezogenheit, eine einsame und ärmliche Existenz. Mein Herz und mein Geist blieben (weiter) fern von Dir; aber ich lebte doch in einer weniger verdorbenen Atmosphäre; noch war es nicht das Licht und das Gute, o nein! ... aber es war nicht mehr ein so tiefer Schlamm, ein so schlimmes Böses. Langsam wurde der Platz freigeräumt.“

³ Der wichtige Text findet sich in: Bulletin de l'Association Charles de Jésus, Père de Foucauld. 31. J. Nr. 108 (Okt. 1957) 22—29: *Résumé de sa vie dans sa propre action de grâces*.

Das afrikanische Abenteuer hatte den Mann in ihm geweckt, die Energie, die Kraft zur Selbstüberwindung, die selbstlose Sorge für seine Soldaten. Die Probleme des Landes, seiner Bewohner, ihrer Sprache, ihrer Geschichte, ihrer Religion hatten seinen geistigen Eros geweckt. Wenn es in seiner Jugend von ihm hieß: „la chair domine“, wenn das Sinnliche die Oberhand hatte, dann errang nun der Geist die Oberherrschaft. Aber es war noch mehr: die Unendlichkeit der Wüste und über ihr in den Tropennächten die Unendlichkeit des gestirnten Himmels und die ständige Anbetung Allahs, die ihn hier in Afrika umgab, hatten eine tiefe metaphysische Unruhe in ihm erzeugt. Nach Paris zurückgekehrt, arbeitete er an seinem Marokkowerk; aber er las auch viel. Er suchte. Man sah ihn im Dämmer der Kirchen sitzen. „Mein Gott, wenn Du existierst, so laß es mich wissen!“ war damals sein Gebet.

„Du wirktest ohne Unterlaß auf meine Seele ein, Du wirktest in ihr, Du hast sie in souveräner Überlegenheit und mit erstaunlicher Schnelligkeit umgewandelt, und doch wußte meine Seele überhaupt nichts von Dir. Damals gabst Du ihr Geschmack an der Tugend, an heidnischer Tugend. Du liebstest mich in den Büchern der heidnischen Philosophen suchen; ich fand in ihnen nur Leere und Unlust . . . Dann liebstest Du mich ein paar Seiten in einem christlichen Buch lesen und liebstest mich die Wärme und Schönheit, die darin lagen, verspüren. Du liebstest mich ahnen, daß ich dort, wenn nicht die Wahrheit (ich glaubte nicht, daß Menschen sie zu erkennen vermögen), so doch wenigstens Anleitung zu einem tugendhaften Leben finden könnte und Du regtest mich an, in christlichen Büchern über eine völlig heidnisch (verstandene) Tugend Belehrung zu suchen. So machtest Du mich mit den Glaubensgeheimnissen vertraut. Gleichzeitig hast Du die Bande, die mich mit edlen Seelen verbunden, enger geknüpft. Du hast mich in die Familie zurückgeführt, der ich in jungen Jahren, in meiner Kindheit, leidenschaftlich zugetan war. Du liebstest mich mit der gleichen Bewunderung zu jenen Verwandten aufschauen wie einst und ihnen gabst Du ein, mich als verlorenen Sohn aufzunehmen, ohne ihn irgendwie fühlen zu lassen, daß er das Vaterhaus überhaupt je verlassen hatte. Du gabst ihnen mir gegenüber die gleiche Güte ein, die ich hätte erwarten können, wenn ich nie gefehlt hätte.“

Gemeint sind seine Schwester, Madame de Blic, seine Tante, Madame Moitessier und vor allem deren Tochter, seine um acht Jahre ältere Kusine Vicomtesse Marie de Bondy, mit der ihn seit seiner Kindheit eine innige Freundschaft verband. Mit unendlicher Geduld, mit großer Güte und vollendetem Takt hat sie Charles auf seinem Lebensweg begleitet und vor allem seine religiöse Entwicklung gefördert. Sie ist bei dieser Bekehrung offenbar Gottes Werkzeug gewesen; nicht durch eisernen Strenge, sondern durch echt menschliche Güte und stille Zurückhaltung. Das Ergebnis ist für uns heute ermutigend, wo sich auch in gläubigen Familien immer häufiger Verwandte finden, die unsere religiösen Anschauungen nicht mehr teilen und die kirchliche Praxis aufgegeben haben.

„Anfang Oktober 1886, nachdem ich sechs Monate in der Familie gelebt hatte, war ich zu einem Leben der Tugend entschlossen, aber Dich kannte ich noch nicht. Was hast du nicht angestellt, Du Gott der Güte, damit ich Dich fände! Welcher Umwege hast Du Dich bedient! Welcher leisen und kräftigen äußeren Mittel! Durch welche Verknüpfung erstaunlicher Umstände, bei denen alles sich vereinigte, um mich zu Dir hinzuführen: unerwartete Einsamkeit, Ergriffenheit, Er-

krankung lieber Menschen, brennende Sehnsucht, Rückkehr nach Paris auf Grund eines unerwarteten Ereignisses! Und erst die inneren Gnaden: dieses Verlangen nach Zurückgezogenheit, nach Sammlung, nach frommer Lektüre dieses Bedürfnis die Kirchen, wo Du weilst, aufzusuchen, ich, der ich nicht an Dich glaubte, dieser Aufruhr der ganzen Seele, diese Angst, dieses Suchen nach der Wahrheit, dieses Gebet: „Mein Gott, wenn Du existierst, so laß es mich wissen!“ All das war Dein Werk, o mein Gott, ganz allein Dein Werk. Eine edle Seele war dabei Deine Helferin, und zwar durch ihr Schweigen, ihr gütiges, sanftes Wesen, ihre Vollkommenheit; sie gab sich zu erkennen, sie war gut und verbreitete ihren anziehenden Wohlgeruch; aber sie griff nicht ein. Du, mein Jesus, mein Heiland, Du hast innen wie außen alles getan! Du zogst mich zur Wahrheit durch die Schönheit eben dieser Seele.“

Durch Foucaulds Verwandte kam noch ein Dritter ins Spiel: Abbé Huvelin, von dem schon die Rede war⁴. Sie wohnten alle nur wenige Minuten voneinander in dem eleganten 8. Arrondissement „Elysée“: Foucauld rue Miromesnil, Madame Moitesier rue d’Anjou und der Abbé rue Laborde; in der Mitte die Kirche St. Augustin. Jeden Sonntag fand sich Foucauld im Salon seiner Tante ein, wo großer Empfang war, mehrmals in der Woche speiste er dort. Bei ihr war es auch, daß er mit Abbé Huvelin bekannt wurde, einem sehr innerlichen und leiderfahrenen Priester, für den der Ausspruch bezeichnend ist: „Ich kann keinem Menschen begegnen, ohne daß mich danach verlangte, ihm die Losprechung zu geben“.

Abbé Huvelin war der Seelenführer von Foucaulds Verwandten. So ergab es sich wie von selbst, daß er dessen Predigten hörte und Vertrauen zu ihm faßte. Der Vicomte kam von einem, wie er meinte, rational fundierten Unglauben her und hatte ganz bestimmte Fragen nach der christlichen Glaubensbegründung. In dem gelehrt und tief überzeugten Priester fand er den Mann, der ihm diese Fragen beantworten konnte. Es war gewiß eine geniale, vom Geist Gottes stammende Eingebung, daß der Abbé in jener entscheidenden Morgenstunde von dem Grafen das Bekenntnis seiner Sünden forderte; aber man muß diese Kühnheit (die durchaus nicht in jedem Fall nachahmenswert ist) eingebettet sehen in das Vertrauensverhältnis, das zwischen beiden Männern bestand und das Wissen, das der Abbé offenbar schon von Foucauld besaß; denn nicht zuletzt wird Marie de Bondy ihn über ihren Vetter ins Bild gesetzt haben. So erweist sich selbst dieses plötzliche Umschlagserlebnis doch auch wieder als das Ergebnis eines wunderbar feinen, von der Vorsehung gesponnenen Gewebes, in dem Göttliches und Menschliches unauflöslich miteinander verflochten war.

Daß seine intelligente Kusine so fest glaubte, machte den Vicomte stutzig. War etwa die katholische Lehre doch besser begründet, als er bisher angenommen hatte?

⁴ M.-Th. Louis-Lefèvre: *Un Prêtre, L’Abbé Huvelin* Paris 1956, P. Lethielleux (326 S.). Hier ist mit anerkennenswertem Fleiß zusammengetragen, was sich nach rund 50 Jahren an Zeugnissen und Erinnerungen zum Bild Huvelins noch aufstreben ließ. Aber vieles ist inzwischen vergessen oder verblaßt. Daher kommt es wohl, wenn der Biographie eine gewisse plastische Kraft abgeht. Das Buch vermittelt einen Einblick in die stark individualistische Frömmigkeit und Einzelseelsorge im Frankreich der Jahrhundertwende. Es sei noch angemerkt, daß zwischen Abbé Huvelin und Baron Friedrich von Hügel freundschaftliche Beziehungen bestanden.

Was wußte er überhaupt von der christlichen Religion; wäre es nicht ratsam, sich über sie Aufklärung zu verschaffen? Foucauld dankt Gott für diese Erkenntnis, die er einzig der Gnade zuschreibt. Er dankt vor allem für die „unvergleichliche Gnade“, sich mit diesem Anliegen an Abbé Huvelin gewandt zu haben. „Als Du mich zu seinem Beichtstuhl führtest, an einem der letzten Tage im Oktober, zwischen dem 27. und 30. glaube ich, hast Du mir, o mein Gott, die Fülle des Guten geschenkt. Wenn es im Himmel Freude gibt beim Anblick eines Sünders, der sich bekehrt, dann hat es sie gegeben, als ich (damals) in den Beichtstuhl trat. Welch gesegneter Tag!“

„Von jenem Tag an ist mein ganzes Leben eine einzige Kette von Segnungen gewesen! Du hast mich unter die Fittiche dieses Heiligen gestellt, und da bin ich geblieben. Du hast mich durch seine Hände getragen, und das bedeutete Gnade auf Gnade. Ich bat um Unterricht in der Religion: er ließ mich hinknien und beichten und schickte mich sofort anschließend zur Kommunion. Ich kann nicht anders als weinen, wenn ich daran denke, und kann den Tränen nicht wehren; sie sind nur zu berechtigt, mein Gott! Welche Tränenbäche müßten meine Augen vergießen, wenn ich dieser Deiner Erbarmungen gedenke! Was warst Du gut, was bin ich glücklich! Was hab ich dafür getan? Und seitdem, mein Gott, war es nur eine einzige Kette immer wachsender Gnaden . . . eine steigende Flut; sie stieg und stieg: die Seelenführung, und was für eine Führung! das Gebet, die geistliche Lesung, das tägliche Beiwohnen der Messe, alles Übungen, die mir seit dem ersten Tag meines neuen Lebens zur festen Gewohnheit wurden, und nach einigen Wochen die häufige Kommunion und Beicht“.

Die Führung durch Abbé Huvelin ist einer der vielen interessanten Züge dieses Lebens. Sie begann mit jener Beichte und hörte erst mit dem Tod des Abbé im Jahre 1910 auf. Sie ging auch weiter, als Foucauld Trappist geworden war. Zeit seines Lebens hat Bruder Karl sich in langen, offenen, demütigen Briefen an seinen Vater in Christus gewandt und sich seinen Entscheidungen unterstellt: „Die Seelenführung wurde immer inniger und häufiger, sie umfaßt mein ganzes Leben und machte aus ihm ein Leben des Gehorsams bis in die kleinsten Dinge hinein; und welch einem Meister galt dieser Gehorsam!“ Ihre ganze Korrespondenz ist, soweit sie erhalten blieb, inzwischen veröffentlicht worden⁵.

Noch einmal setzt die Lobpreisung der göttlichen Güte in seinem Leben ein. Sie führt an die Schwelle seiner Berufung: Dank, daß Gott die Bande zerbrach, die ihn noch an die Erde fesselten und ihn gehindert hätten, ganz Ihm zu gehören: Dank für die „Erkenntnis der Eitelkeit und Falschheit des mondänen Lebens und des großen Abstandes, der zwischen dem vollkommenen, evangelischen Leben und dem besteht, das man in der Welt führt“. (Alles ist Gnade:) „Die wachsende, innige Liebe zu Dir, mein Herr Jesus, der Geschmack am Gebet, der Glaube an Dein Wort, das tiefe Durchdrungensein von der Pflicht des Almosengebens, der Wunsch, Dich nachzuahmen, dieses Wort, von Abbé Huvelin in einer Predigt: „Du hättest dermaßen den letzten Platz erwählt, daß niemand ihn Dir jemals streitig machen könnte!“ — unauslöschlich bleibt es meiner Seele eingeschrieben. Der Durst, Dir das größte

⁵ *Père de Foucauld — Abbé Huvelin. Correspondance inédite. Préface de S. E. le Cardinal Feltin. Mise en texte, notes, et index de Jean François Six. Tournai 1957, Desclée. Vgl. StdZ 182 (1958) 76.*

Opfer darzubringen, das mir möglich wäre, indem ich für immer mich von der Familie trennte, die mein ganzes Glück bedeutete, um fern von ihr zu leben und zu sterben . . . Die Suche nach einer Lebensform, die Deinem Leben gliche, in der ich rückhaltlos Deine Niedrigkeit mit Dir teilen könnte, Deine Armut, Deine unansehnliche Arbeit, Dein Verkannt- und Begrabensein“.

Der letzte Platz! Noch ehe Foucauld nach Nazareth kam, hat dieses Wort seines geistlichen Vaters ihn tief erschüttert. Es ist das eines der Geheimnisse des göttlichen Gnadenwirkens, wie es uns in der Geschichte der Jüngerschaft so oft begegnet: ein unscheinbares Wort, ein Satz, den tausend hören und wieder vergessen, und von dessen Tragweite der Prediger selbst vielleicht nichts ahnt, wird zum Träger einer das ganze Leben verwandelnden Gnade. „Der letzte Platz“ blieb bis zu seinem Tod der Leitgedanke des Bruders Karl; dieses Wort ist ihm Abkürzung für den Geist und die Nachfolge Jesu. Hinter ihm steht Nazareth; es steht für das ganze verborgene Leben, zu dem er sich berufen weiß. Gott, der aus Liebe zu uns Menschen Mensch ward, der in Armut und Demut und Bruderliebe unter uns gewandelt ist. Es ist der Geist des Evangeliums, der in jeder neuen Weltstunde neu in Gefahr ist, verfälscht und vergessen zu werden.

Es ist der Punkt, an dem Gottes unendliche sich hinopfernde und verschwendende Liebe ihn traf und seine Gegenliebe aufrief. Formulierungen wie: „der heilige Krieger“ oder „der Büßer“ sind einseitig und geben leicht ein falsches Bild. Der Grundakkord in der Spiritualität des Bruders Karl von Jesus ist die Liebe, eine in seinen Aufzeichnungen oft erstaunlich zarte, bräutliche Liebe. Vom Anfang des neuen Leben an steht das Motiv der Liebe im Vordergrund: „Warum ich Trappist geworden bin? Aus Liebe, aus reiner Liebe. — Wenn man liebt, denkt man nur an eines — an das Wohl des Geliebten . . . existiert nur eines: der geliebte Mensch. Die übrige Welt, das eigene übrige Leben ist nicht mehr. Wie kann also ein Mensch, der Gott liebt, noch irdische Besorgnisse hegen?“ Seine Liebe heißt Jesus. Darum nennt er sich „Karl von Jesus“ und „Jesus Caritas“, hat er immer wieder an den Anfang seiner Briefe geschrieben. Das rote Herz von einem Kreuz überragt war sein Sigillum. Es war das einzige Abzeichen, das seinem weißen Burnus aufgenäht war. Es war auch das A und O seines ganzen gottgeschenkten Lebens⁶.

Welcher Abstand zwischen den beiden Etappen seines Lebens! Und doch liegen sie als eine genaue Entsprechung beide in Gottes Hand. In welchem Ausmaß, das hat er uns nun selbst gesagt. Kann für uns, die wir Sünder sind, etwas ermutigender sein als die Erkenntnis, daß es für die Gnade keine Hindernisse gibt; ja daß die Armseligkeiten, auf die sich unser Kleinmut beruft, nur ebensoviel Ansatzpunkte sind für den endgültigen Aufbruch? „Der Herr allein verdient es, leidenschaftlich geliebt zu werden . . . Glückselige Ruinen, die uns früher und vollständiger in diese Wahrheit stürzen“. So hat Foucauld selbst die Gnade der Wende formuliert, durch die er ein neuer Mensch geworden ist.

⁶ Vgl. auch die wertvolle Auswahl: *Charles de Foucauld: Der letzte Platz. Aufzeichnungen und Briefe*. Ausgewählt, übersetzt und eingeleitet von Martha Gisi. Einsiedeln (1957), Johannes-Verlag (Sammlung Sigillum).